

# Aufstellen in Namibia – ein Reisebericht

Bertold Ulsamer

Dienstag in der Nacht, 2. August, ist der 12-stündige Flug bis Johannesburg. Vom überhitzten Freiburg ist die Ankunft dort am nächsten Morgen bei 1 Grad Celsius ein kleiner Schock. Hier ist Winter. Ich friere das erste Mal in meinem Polohemd und dem dünnen Jäckchen. Aus den vorgesehenen zwei Stunden Aufenthalt werden viereinhalb. Dann fliegen wir los nach Walvis Bay, einem kleinen Städtchen in Namibia. Nach einer Stunde in der Luft erklärt der Pilot etwas mir Unverständliches von der nicht funktionierenden Flügelenteisung, und wir fliegen wieder zurück. Umsteigen und neuer Anlauf. Statt um die Mittagszeit landen wir kurz vor Dunkelwerden. Wie mir hinterher ein Passagier erzählt, hatten wir gerade noch das letzte Sonnenlicht, um zu landen. Fünf Minuten später hätten wir weiter nach Windhoek fliegen müssen, wo es Landefeldbeleuchtung gibt. Die meisten Koffer sind nicht mitgekommen, meiner ist glücklicherweise dabei. Noch einmal eine Dreiviertelstunde Autofahrt bis Swakopmund, wo meine Workshops stattfinden sollen. Auch dort ist es kühl. Ich werde die nächste Woche oft frieren.

Wie kommt man nach Namibia zum Aufstellen? Mein Weg führte über Südafrika. Dort verbreitet sich die Aufstellungsarbeit schon länger. Das Jahr zuvor hatte ich zwei Gruppen in Kapstadt und Johannesburg geleitet.

Eigentlich hatte Afrika mich nie besonders angezogen. Zu meiner Überraschung zog mich Südafrika in seinen Bann. Wie in einer Aufstellung erlebte ich das besondere Feld dieses Kontinents. In den wenigen Tagen dort verstand ein Teil in mir plötzlich, warum Afrika als die Wiege der Menschheit bezeichnet wird. Was für eine bedeutende Persönlichkeit Nelson Mandela ist, blitzte dort für mich auf. Bert Hellinger war ja als Missionar in Südafrika tätig gewesen bei den Zulus, die voller Ehrfurcht für die Ahnen sind. Diese Tatsache hatte ich zuvor eher für einen Zufall gehalten. Im Land selbst bekam ich ein Gefühl, wie grundlegend diese Erfahrungen für spätere Einsichten gewesen sein können. Vor meinem inneren Auge sah ich Bert Hellinger seine frühere Missionsschule besuchen, und ein alter Zulu kommt auf ihn zu und sagt ihm: „Danke, Bert, dass du unser Wissen zu den Weißen gebracht hast.“ Ich hatte „Blut geleckt“ und wollte mehr von Afrika entdecken. Wie der Zufall es wollte, hatte zwei Jahre zuvor eine deutschstämmige Teilnehmerin aus Namibia an der internationalen Trainingswoche in Zist teilgenommen. Ich mailte ihr und fragte, ob ich zum Aufstellen nach Namibia kommen könne. Ja, sie hatte Interesse daran, die Arbeit noch weiter zu verbreiten und wollte mich dort organisieren.

Wir machten einen Termin im August aus, ich buchte den Flug und plante dann anschließend eine Reise durchs Land zusammen mit meiner Frau Gabriele.

Jetzt war ich also in Swakopmund in Afrika, wo es wahrscheinlich weniger afrikanisch als auf dem ganzen sonstigen Kontinent zugeht. Ein kleiner Ort, der fast noch wie früher, als Namibia noch Südwestafrika hieß, in deutscher Hand scheint. Swakopmund ist das Zentrum der Deutschen. Das reicht vom „Cafe Anton“ mit der Schwarzwälder Kirschtorte bis zum „Brauhaus“, wo man Schweinshaxe oder Leberkäse bekommt.

Donnerstagmorgen. Mein erster Termin ist um 7.40 Uhr, ein fünfminütiges Interview mit dem deutschsprachigen Radiosender, der nach einem Kurzbericht über die Karnevalsveranstaltung am Wochenende einen Hinweis gibt auf mein Seminar am Wochenende. Am Vormittag noch zwei längere Interviews mit der Presse, jeweils mit jüngeren Reportern, die sehr interessiert sind zu verstehen, worum es eigentlich bei dieser Arbeit geht. Ich hoffe natürlich, dass sich dieses Interesse auch in ihrem Bericht niederschlägt. In Deutschland wäre das heutzutage fast unmöglich. Wer da „politically correct“ über Aufstellungen schreiben will, muss kritisch schreiben.

Zwei Wochen vor dem Abflug hatte ich einen kleinen Schock erlebt, als ich durch eine Mail von der geringen Anmeldungsanzahl erfuhr. Meine Organisatorin Monika ist sehr in der Elternarbeit in ihrer Schule engagiert. Deshalb hatte sie der Schulleitung am Wochenende ein Seminar für Lehrer und Eltern vorgeschlagen. Davor und danach sollte dann noch ein Workshoptag sein. Zum Workshop: 1 (eine!) Anmeldung. Dann waren noch vier oder fünf Lehrer interessiert, aber eigentlich lieber als Gratisveranstaltung, für die dann auch die Schulleitung geworben hätte.

Die Flüge waren gebucht – ohne Rücktrittsversicherung –, das gemietete Auto schon bezahlt, die Reise durch Namibia mit den einzelnen Unterkünften schon vereinbart – also gab es nur den Weg nach vorne!

Der Vormittag ging lebhaft weiter. Um 11.30 Uhr Termin in der ehemals deutschen Grundschule, um den Lehrern eine Einführung in die Arbeit zu geben. Im Lehrerzimmer trüdeln an einem langen Tisch die Direktorin und acht Lehrer ein, weiß und schwarz gemischt. Es sind gerade Abschlussprüfungen. Die Direktorin kennt Aufstellungen, die anderen nicht.

Wie finde ich jetzt einen Draht zu den Lehrern? Von draußen dringt durch die offenen Fenster enormer Lärm der

Kinder vom Schulhof. Gott sei Dank ist irgendwann die Pause vorbei! Ich erkläre, dass Aufstellungen in der Schule hilfreich sein können: die Schüler durch den Blick auf die Eltern besser verstehen, im Dreieck Eltern-Lehrer-Kinder die richtige Haltung als Lehrer finden und schließlich Spannungen auch zwischen den Lehrern innerhalb der Schule angehen. Schließlich lassen sich die Schwierigkeiten eines Lehrers mit einem bestimmten Schüler oft auch durch einen Blick auf die eigene Biografie besser verstehen.

Dann lade ich die Lehrer ein, mir zu erzählen, was für sie daran wichtig ist. Die eine schwarze Lehrerin erzählt sofort, wie schwierig es oft ist, die schlimmen Verhältnisse der Familie im Hintergrund zu kennen, ohne eingreifen zu können. Die Direktorin fügt hinzu, dass es früher noch Schulsozialarbeiter und Psychologen an den Schulen als Unterstützung gab. Das sei jetzt abgeschafft, und die Lehrer sollten auch eine ähnliche Rolle zusätzlich übernehmen.

Dann wird es Zeit für eine Aufstellungsdemonstration. Wir einigen uns auf das Verhältnis zwischen Eltern-Lehrer-Schüler. Hat jemand ein persönliches Anliegen? Das erfordert in diesem Rahmen viel Mut. Mein Vorschlag ist es, dieses Verhältnis allgemein aufzustellen. Die Direktorin spricht sich dafür aus und ich lade sie ein, den (freiwilligen) Stellvertretern für Vater, Mutter, Kind und Lehrer einen Platz zu geben.

Eltern und Kind stehen nebeneinander. Der Lehrer blickt in die Ferne zu etwas, was seine ganze Aufmerksamkeit gefangen nimmt. Sind das hier schon die geschichtlichen Ereignisse? Ich habe keine klare Vorstellung und fühle mich etwas hilflos. Schließlich stelle ich einen Stellvertreter an den Platz, wohin der Blick fällt. Dadurch entspannt sich die Situation. Zwar habe ich keine Informationen, aber der Lehrer kann jetzt zum Kind und zu den Eltern schauen. Es wird noch besser durch Sätze, die ich vorgebe, zum Kind: „Ich tue mein Bestes für dich.“ und zu den Eltern: „Ich tue mein Bestes für ihr Kind.“ Das erleichtert die Eltern. Das war es dann schon, damit war die Situation zu einem guten Ende gelangt – auch wenn ich mir natürlich etwas mehr Substanz für eine Demonstration gewünscht hätte ... Aber Demonstrationen sind nie vorhersagbar, und es gilt dann einfach, das Beste daraus zu machen.

Die Stimmung unter den Lehrern ist jetzt gelöst. Sie fangen an, untereinander zu diskutieren, was die richtige Haltung gegenüber Eltern und Schülern ist und womit sie gute Erfahrung gemacht haben. Insgesamt ein guter Einstieg, und ich bin sehr auf den Workshop am nächsten Tag mit ihnen gespannt.

Mittagessen anschließend in einem deutschen Café. Auf dem Tisch die „Allgemeine Zeitung“, Untertitel: „Älteste Tageszeitung Namibias – Nachrichten von A bis Z auf gut Deutsch“. Der Besitzer erzählte, dass die Zeitung vor Kurzem 90 Jahre alt geworden sei und vor einigen Jahrzehnten die größte deutsche Auslandszeitung gewesen war, inzwischen aber eine Auflage von rund 6000 hat. Der Inhalt: eine bunte Mischung von Nachrichten aus Namibia, Deutschland und der ganzen Welt. Neben eher exotischen

Nachrichten wie „Der 16-jährige Windhoek, der kürzlich mit dem Gewehr seines Vaters aus dem Elternhaus verschwunden und in Otjiwarongo aufgegriffen worden war, wo er die Waffe an einen Eingeborenen verkauft hatte, wurde vom Magistratsgericht zu sechs Stockschlägen verurteilt.“ finden sich auch politische Meldungen. Da wird eine Studie zitiert, wie wenig sich das Schicksal der schwarzen Landarbeiter seit der Unabhängigkeit 1990 verbessert hat. Oder auch, wie sich jetzt eine schwarze Elite auf Kosten des ärmsten Teils der Bevölkerung bereichert.

Am Nachmittag eine Einzelsitzung, zu der ein deutschstämmiger Farmer, seine Frau und die siebenjährige Tochter gemeinsam kamen. Wir saßen zu viert am Tisch im Frühstückszimmer meiner Pension. Die ältere, elfjährige Schwester war vor fünf Monaten beim Spielen im Sandhaufen erstickt. Der Vater hatte die Tochter gefunden und kommt nicht von den furchtbaren Bildern los.

Ein solches Ereignis ist so schrecklich, dass „Therapie“ eher Gefahr läuft, als Mittel benutzt zu werden, die Ohnmacht des Therapeuten zu verdecken. So reden wir miteinander, nehmen nur zwischendurch kurz Holzfiguren, um das Gespräch plastischer zu machen. Wie mir der Vater nach der Dreiviertelstunde zurückmeldet, erleichtert ihn meine Versicherung, dass es „normal“ ist, dass ein solcher Tod nur schwer zu verwinden sei. Auf meine Frage, wie es wohl für das tote Kind sei, den Vater dauerhaft leiden zu sehen, findet er die Antwort: „Ihr würdet das nicht gefallen.“ Schließlich erforscht er, wann und wie er sich selbst in die depressive Stimmung hineinmanövriert und wann und wie er wieder selbst herauskommen kann.

Freitagmorgen: Der Workshop in der Schule beginnt. Auf Anmeldungen ist kein Verlass, wer tatsächlich kommt, zeigt sich erst zu Beginn um 10.00 Uhr. Es nehmen sechs Personen teil: meine Organisatorin Monika, eine (weiße) Schulberaterin, die ihr Wissen erweitern möchte, eine jüngere (schwarze) Lehrerin der Schule und drei (schwarze) Lehrerinnen, die sich kennen, gemeinsam kommen und mehrere Stunden zu dem Workshop angereist sind. Monika meint zu mir, dass es das erste Mal ist, dass auch schwarze Teilnehmerinnen kommen. Und das war ihr großer Wunsch gewesen, seitdem sie selbst mit dieser Arbeit hier angefangen hat.

Das Thema Hautfarbe anzusprechen, spüre ich, ist hier nicht ganz „politically correct“. Ein Hauch des Unbehagens liegt bei diesem Thema in der Luft, vergleichbar in Deutschland, wenn es darum geht, wer Jude ist. Gelöst wird das Problem hier, dass die Hautfarbe mittels der Stammeszugehörigkeit angesprochen wird. Bei einem Herero zum Beispiel weiß jeder ja, wie die Farbe ist.

Ich atme zu Beginn des Workshops tief aus. Kann ich Aufstellungen so vermitteln, dass sie angenommen werden? Können sie sich auch in diesem Rahmen entfalten? Aufstellungen führe ich ein als „eine Art Rollenspiel“. Wie

Monika mir erzählt hatte, hatte sich vor einiger Zeit ein schwarzer Teilnehmer bei einer Organisationsaufstellung verweigert, weil er Angst vor den Geistern bekam, die da anscheinend beschworen wurden. Ich muss also vorsichtig sein bei der Beschreibung, es so normal und selbstverständlich wie möglich darstellen.

Ich spreche davon, wie wichtig es ist, den richtigen Abstand zum Schüler und seinem Problem zu finden. Wer zu weit entfernt ist, bleibt kühl und unberührt. Wer zu nah ist, leidet mit, verliert aber oft den guten Abstand für eine hilfreiche Unterstützung. Und das ist oft eine Folge der eigenen Erfahrungen aus der Kindheit. Wer also insgesamt für sich etwas klären wolle, könne jedes Thema bringen. Überraschenderweise kommt sofort ein persönliches Thema. Es geht darum, dass die eine schwarzafrikanische Lehrerin zu viel Verantwortung in ihrer Familie trägt. Sie lebt in einer Großfamilie, die vom ältesten Onkel und der ältesten Tante geführt werde. Wie in einer Kleinfamilie zeigt sich auch hier, wie schwer es ist, den richtigen Platz als Kind einzunehmen. Als die Klientin dann selbst an dem Platz ihrer Stellvertreterin der Ordnung nach steht, mag sie sich nicht mit Achtung vor ihrer Tante verneigen. Ich lasse die Stellvertreterin der im wirklichen Leben 90-jährigen Tante liebevoll sagen: „Manchmal fühlen die kleinen Kinder sich sehr groß – und sind doch nur die Kinder.“ Denn als lösend erlebe ich es immer wieder, wenn eher humorvoll statt streng auf die darin enthaltene Anmaßung reagiert wird. Das bringt die Klientin auf den Boden und entspannt, und dann ist auch die Verneigung möglich. Später erzähle ich von der Wirkung des Dankes gegenüber den Eltern und lasse es alle mit inneren Bildern ausprobieren. Am Nachmittag kommen noch die Schulleiterin und ein junger schwarzer Lehrer dazu. Durch die Neuzugänge entsteht erst einmal eine Scheu, weiterzumachen. Schließlich hat der Lehrer eine Frage, wie er mit einem bestimmten Schüler umgehen solle. Ich schlage ihm vor, die Frage mithilfe einer Aufstellung anzuschauen. Er stellt Vater, Mutter, den Schüler und sich selbst. Jeder schaut in eine andere Richtung, alle fühlen sich allein und isoliert. Es wird deutlich, wie sehr die Situation des Schülers den Lehrer belastet. Und eigentlich ist das immer der Hinweis, dass der Lehrer nahe an einem ähnlichen Schicksal ist. Ein Stück weit wird das auch durch die Aufstellung deutlich. Hinterher ist der Klient sehr in sich gekehrt. Habe ich ihn überfordert, indem ich ihn sozusagen ins kalte Wasser geworfen hatte? Schließlich bitte ich die Schulleiterin, doch bei den nächsten Treffen in der Schule ein Auge auf ihn zu haben und ihm eventuell eine Sitzung bei Monika anzubieten.

In der Pause spricht mich eine der Lehrerinnen an. Bei der Übung, als es um den Dank an die Eltern ging, war nur ein schwarzes Loch gekommen. Sie hatte ihre Mutter mit zwei Jahren verloren, war dann bei der Tante aufgewachsen und hatte die fehlende Mutter bisher verdrängt. Sie ist schon erleichtert, es mir jetzt erzählt zu haben. Ob es damit geheilt sei, fragte sie mich.

Mein Vorschlag kommt, es noch einmal in einer Aufstellung anzuschauen. Davor hat sie Angst. Als ich sie nach Situationen fragte, wo sie schon einmal mutig gewesen war, fällt ihr keine Situation ein. Sie ringt mit sich und meint zu mir, sie sei zu dem Workshop mit dem festen Willen gekommen, als ein anderer Mensch nach Hause zu gehen. Als ich nach der Pause noch eine Aufstellung anbiete, bin ich gespannt, ob sie den Mut findet. Aber sie lässt ihre Hand unten.

Samstag, der zweite Workshoptag. Wieder eine neue Zusammensetzung. Den Kern bilden die Teilnehmerinnen vom gestrigen Vormittag, dazu fünf neue Teilnehmerinnen mit einem deutschen Hintergrund. Wir sind jetzt zu elft, ein zahlenmäßiger Rekord! Glücklicherweise verstehen alle Englisch. Ihre Hand bleibt wieder unten. Stattdessen meldet sich die andere Teilnehmerin, die gestern schon ihrer Großfamilie begegnet war. Sie ist groß und breit, hat eine tiefe Stimme, spricht recht leise und hat eine warmherzige Ausstrahlung. Das Anliegen, das sie vorbringt: Was macht man, wenn man eine Freundin hat, die so aggressiv und verbittert ist, weil sie ihre Mutter mit zwei Jahren verloren hat und bei ihrer Tante aufgewachsen ist? Es ist so schwierig für sie, weil sie helfen will, aber nicht kann.

Mir kommt das wie eine versteckte Liebesgabe an ihre Freundin vor, und ich bin innerlich bereit, für zwei Anliegen gleichzeitig zu arbeiten. Ich stelle sie, ihre Freundin und deren Mutter. Die Mutter steht abgewandt da, das Kind hat keinen Kontakt. Als ich es nach einem guten Platz suchen lasse, geht es ganz weit weg von der Mutter zurück an die Wand und schaut weg. Angesichts dieser totalen Entfremdung vermute ich, dass noch Schlimmes im Hintergrund der Mutter ist, stelle erst die Großmutter, dann die Urgroßmutter und Ururgroßmutter hinzu. Mutter und Tochter berichten von einem kalten Schauer, der über sie zieht, als die Großmutter kommt. Meine Vermutung ist, dass sich hier etwas von der Kolonialisierung, der Apartheid und ihren Folgen zeigt. Als das Kind sich neben die Großmutter stellt und langsam eine große Verbindung spürt, wird etwas von der Liebe in der Familie spürbar. Erst dann kann das Kind sich langsam auch der Mutter nähern. Es wird deutlich, dass sich die Klientin schwertut mit dem Schmerz und Leid ihrer Freundin. Auch hier wird wohl etwas Eigenes, Ähnliches berührt. Das spreche ich an, gehe aber darauf nicht weiter ein, denn ihr Anliegen war die Beziehung zur Freundin. Die kann sie jetzt besser anschauen und hat so einen guten Platz.

Nach der Aufstellung spreche ich in der Pause die Frau an, die ihre Mutter so früh verloren hatte. Sie wirkt jetzt viel gelöster und entspannter. Sie ist überrascht, dass mir klar war, dass sie gemeint war. Und mir ist wieder einmal angesichts der grauenhaften Kälte in der Aufstellung deutlich geworden, wie leicht man zu einem Klienten sagt: „Sei mutig!“ – ohne das Geringste von dem Schrecken dahinter zu wissen und zu verstehen. Eigentlich ist es nur ein billiger Ratschlag.

Am Nachmittag dann erneut eine ganz andere Zusammensetzung. Die Schulberaterin hat sich verabschiedet. Auch die drei schwarzen Lehrerinnen, die mir inzwischen sehr ans Herz gewachsen sind, sind gegangen. Sie haben sich nicht verabschiedet. Als ich Monika gegenüber meine Enttäuschung ausdrücke, meint sie: „Die haben Angst gehabt, du würdest böse werden, weil sie gehen.“ Mir kommt es so vor, als ob alte Strukturen dieses Landes so einen Moment lang aufblitzten.

Die zwei Workshopstunden am Nachmittag sprechen wir jetzt deutsch. Eine 18-jährige Teilnehmerin stellt auf, weil sie auf dem College in England plötzlich kraftlos wurde und wieder nach Hause fahren musste. Medizinische Untersuchungen ergaben kein Resultat.

Die Frage nach einschlägigen Fakten ist ergebnislos. Die Familie lebt schon seit sechs Generationen in Namibia, die Ersten waren als Missionare gekommen. Zwar liegt damit die Vermutung nahe, dass diese Generationen nicht ohne persönliche Schuld durch die Zeiten der Kolonialisierung gegangen sind. Aber solche Vermutungen sind zunächst schwammig. Schließlich stellen wir wie auch sonst bei Krankheiten die Klientin auf, die Schwäche und das Ereignis oder die Person, mit der sie die Schwäche verbindet. Die Schwäche wirkt sofort wie eine Person, jemand, der sehr gequält ist. Das dahinter wirkt sehr männlich, unberührt und ohne Gefühl. Irgendwann schmerzt dann der rechte Arm, und ich gebe als Satz vor: „Mein Arm schmerzt vom Schlagen.“ Die Schwäche reagiert mit Angst, und der Satz wird von dem möglichen Mann bejaht. Ich habe vor dem inneren Auge ein Bild des weißen Mannes, der eine schwarze Frau schlägt. Als ich in diese Richtung einen Vorschlag mache, wird er aber von der Stellvertreterin abgelehnt, und ich lasse weiter offen, was hier geschehen ist. Gleichzeitig habe ich einen leichten Zweifel, ob die Stellvertreterin nicht durch die eigene Geschichte zu dieser Verneinung gekommen ist. Wie dem auch sei, ein Schritt zu einer Lösung ist es, wenn die Klientin beide mit dem, was sie getan haben oder tragen, achtet. Das fällt ihr jedoch sehr schwer. Sie fühlt sich ganz groß im Urteilen und Verurteilen.

Der Sonntag, ein verdienter Ruhetag. Leider kommt die Sonne erst ganz spät durch den Nebel, und es ist wieder sehr kalt. Afrika im Winter ist auch nicht anders kalt als wie bei uns in Deutschland. Ich friere ständig.

Am Montagmorgen sitzen in meiner Pension beim Frühstück zwei schwarze Gäste neben mir, vorher waren es immer weiße Touristen gewesen. Ich spüre, wie ich einen Moment ein klein wenig vorsichtig werde. Das ist die Prägung auf die Hautfarbe, die wie in den Knochen steckt. Mein persönliches Engagement, mit anderen Kulturen zu arbeiten, kommt sicher auch daher, dass ich in Aufstellungen jenseits solcher Prägungen gelange. Das Gemeinsame, das alle Menschen verbindet, wird für mich elementar erlebbar. Alte Bilder verblassen, die übernommenen, kollektiven Schranken lösen sich ein Stück auf.

Heute ist mein letzter offener Workshoptag. Ich habe keine Ahnung, wie viele jetzt wirklich kommen, bin aber bereit, ab vier Leuten (Klient und drei Stellvertreter) normal mit Aufstellungen zu arbeiten. Und es sind genau diese vier Teilnehmerinnen und zusätzlich Monika. Zwei kenne ich vom Samstag, zwei sind neu. Alle sprechen wieder deutsch und haben gemeinsam noch einen intensiven Aufstellungstag.

Es waren auch vorher schon Aufsteller und Aufstellerinnen in Namibia gewesen. Sicherlich werden weitere folgen, aber die Arbeit wird inzwischen auch im Land selbst weitergetragen. Wenn mein Beitrag auch klein war, so hoffe ich doch, dass er dieses Wachstum der Aufstellungsarbeit fördert.



**Bertold Ulsamer, Dr. jur., Dipl.-Psych.,** leitet Aufstellungsfortbildungen in Deutschland und international. Autor von fünf Büchern zur Aufstellungsarbeit. Er verbindet heute Aufstellungen mit Traumarbeit und ist dabei, in dieser Arbeit gewonnene Erkenntnisse für Unternehmen und Coaching umzusetzen.